

Renate Daniel / Johanna Haberer / Christiane Neuen (Hg.)

Leibhaftigkeit

Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität

Mit einem Vorwort von Konstantin Rößler und Beiträgen von
Eckart Altenmüller, Alexander Deeg, Svenja Flaßpöhler,
Thomas Fuchs, Elisabeth Raether, Joachim Helmut Schneider,
Katinka Schweizer, Matthias Warstat

Patmos Verlag

Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft
für Tiefenpsychologie e. V. Stuttgart
Geschäftsstelle: Postfach 701080, D-81310 München

Diesen Band erhalten die Mitglieder der Gesellschaft als Dokumentation über ihre Arbeit. Der Gesellschaft gehören als Mitglieder an: Ärztinnen und Ärzte, Seelsorgerinnen und Seelsorger, Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten, Psychagoginnen und Psychagogen, Psychologinnen und Psychologen, Pädagoginnen und Pädagogen, Juristinnen und Juristen, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, im Heilberuf Tätige. Das Thema der Jahrestagung 2021 war »Leibhaftigkeit. Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität«. Die Vorträge wurden durch Kurse und Gruppenarbeit vertieft und ergänzt.



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2022 Patmos Verlag
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung: © Olia Gozha / Unsplash
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1420-7

Inhalt

Vorwort	7
<i>SVENJA FLASSPÖHLER</i>	
Berührungsfurcht	9
Über Abstandsregeln und Distanzverlangen	
<i>KATINKA SCHWEIZER</i>	
Körper-Ich und leibhaftige Vitalität	25
Psychodynamische Zugänge und neue Rechtsgrundlagen zur Geschlechtervielfalt am Beispiel der Intergeschlechtlichkeit	
<i>THOMAS FUCHS</i>	
Der Schein des Anderen	52
Empathie und Virtualität	
<i>ECKART ALTENMÜLLER</i>	
Musik als emotionale Kommunikation	75
<i>MATTHIAS WARSTAT</i>	
Leibhaftigkeit und Illusion	100
Zur Unverfügbarkeit des Körpers in der Darstellung	
<i>ELISABETH RAETHER</i>	
Anleitung zum Genuss – erst recht in schwierigen Zeiten ...	121
<i>JOACHIM HELMUT SCHNEIDER</i>	
Über die Selbstnegation des Todes	135
<i>ALEXANDER DEEG</i>	
Leichenschmaus und Abendmahl	154
Oder: Lasst uns essen und trinken, denn tot ist der Tod!	

Anhang	186
Bildnachweis	186
Quellennachweis	186
Kurzbiografien	187

Vorwort

Im Begriff »Leibhaftigkeit« schwingt vieles mit. Vom »Teufel, dem Leibhaftigen« bis zur »leibhaftigen Auferstehung« reichen die Assoziationen. Sie zeigen, dass es um unser Leben geht – unser Leben als eines, das an den Körper gebunden ist, genauso wie um unsere geistig-seelische Existenz.

Das Verhältnis zum Körper ist seit jeher ambivalent, und so stellt uns das Tagungsthema vor die Fragen: Ist unser Leib ein »Tempel, den wir von Gott haben« und der uns selbst nicht gehört? Oder ist er ein Objekt, das uns zur freien Verfügung steht, das wir benutzen und manipulieren können? Ist er ein Fenster zur Welt oder ist er durch die Welt bedroht? Wird er zu einer Quelle der Lebendigkeit und des Genießens oder müssen wir Angst um ihn haben?

Schon seit langem war unsere körperliche Gesundheit nicht mehr so sehr kollektiv bedroht wie in der Zeit der Coronapandemie. Wir erleben, wie die realen und die gefühlten Bedrohungen ein spaltendes Potenzial für uns als Gesellschaft besitzen. Die Angst um die körperliche Unversehrtheit und die tiefe Verunsicherung führen im Schlepptau eine giftige Mischung mit sich, aus Misstrauen, Härte, Manipulation, Ohnmacht und Unverständnis für andere bis hin zu blankem Hass.

Und wir erkennen deutlich: Eine Krise, die unsere körperliche Gesundheit bedroht, ist immer auch eine geistig-seelische Krise. Körper und Seele sind auch hier nicht zu trennen, sondern wie kommunizierende Röhren unmittelbar aufeinander bezogen. Dasselbe gilt für andere zentrale Bedrohungen unserer Zeit. So ist auch in der Klimakrise unsere Existenz bedroht, aber nicht nur unsere, sondern auch die aller kommenden Generationen. Wenn der Leib von Mutter Erde leidet, dann leiden wir früher oder später mit.

Wie kommt es, dass wir angesichts solcher Bedrohungen nicht resignieren, dass wir uns nicht lähmen lassen von der Angst? Offenbar wohnt uns auch eine große Vitalität inne, die uns zu einer resilienten Haltung befähigt, zu Innovationen, Kreativität, zur

Suche nach Lösungen und zu Anpassungen, aus denen Neues hervorgehen kann. Wir sind dabei, Wege aus der Pandemie zu finden und mit dem Virus leben zu lernen. Junge Menschen treten dafür ein, Verantwortung für unseren Planeten zu übernehmen, gehen auf die Straße und in die Politik und sorgen dafür, dass sie nicht mehr überhört werden.

Am unmittelbarsten begegnet uns eine Lust am Lebendigen aber, wenn wir etwas sinnlich genießen können: Im Genuss geraten Körper und Seele in Einklang. Der genossene Moment entreißt uns dann der Vergänglichkeit und schließt uns unserer Vitalität an.

Die Beiträge des vorliegenden Bands betrachten aus interdisziplinärer Perspektive den zentralen Begriff der Leibhaftigkeit, der das weite Spannungsfeld zwischen Psyche und Soma umfasst. Wir bewegen uns mit diesem Thema im Spannungsfeld von Geburt und Tod, Leben und Sterben und aus Sicht der Analytischen Psychologie C. G. Jungs auf einer archetypischen Ebene von Raum und Zeit.

Konstantin Rößler

Berührungsfurcht

Über Abstandsregeln und Distanzverlangen*

Die verordnete Distanz während der Covidkrise wurde und wird, auch wenn die Notwendigkeit auf der Hand lag, weithin beklagt. Andere auf Abstand zu halten, niemanden näher an sich heranzulassen als 1,50 Meter: Social distancing gilt nahezu einhellig als Zumutung für das Sozialwesen Mensch, der Berührung braucht; und zwar nicht nur als Kind, sondern auch als Erwachsener. Nicht nur in besonderen Situationen, sondern auch im Alltag. Nicht nur von Vertrauten, sondern auch von Fremden. Berührungen, und seien sie nur flüchtig, stiften Verbundenheit, Sicherheit, Vertrauen, emotionale Nähe, kurzum: Wärme. Höhlen- und Lagerfeuergeborgenheit. Durch Berührungen werden, wie Rebecca Böhme in ihrem Buch *Human Touch* schreibt, »nicht bloß die C-taktilen Fasern angeregt, die speziell auf Streicheleinheiten reagieren, sondern auch Wärmerezeptoren der Haut. Wärme selbst kann Emotionen und Stimmungen beeinflussen. Wärme löst Gefühle von Wohlergehen und Gemütlichkeit aus und führt zur Ausschüttung von Serotonin« (R. Böhme 2019, S. 52). Eine kleine Berührung des Kellners im Café oder des Kollegen am Arbeitsplatz vermag die Atmosphäre sofort aufzuhellen.

Allein, bei manchen Zuhörerinnen und Zuhörern werden diese Sätze wohl eher ungute Assoziationen auslösen. Berührungen am Arbeitsplatz? Vielleicht auch noch vom Chef höchstpersönlich, der seiner Sekretärin beim Diktieren mal kurz über die Schulter strei-

* Dieser Beitrag beruht im Wesentlichen auf den Kapiteln V und IX des Buches *Sensibel. Über moderne Empfindlichkeit und die Grenzen des Zumutbaren* von Svenja Flaßpöhler. © 2021 Klett-Cotta – J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, Stuttgart.

chelt? Nein, danke, so mögen auch Sie vielleicht denken: Da werden keine C-taktilen Fasern stimuliert, da stellen sich die Nackenhaare auf.

Tatsächlich zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass viral bedingte Abstandsregeln keineswegs schlicht eine unzumutbare Umkehrung des Sozialen bedeuten. Vielmehr spitzt sich im social distancing das Bedürfnis zu, andere, zumal Fremde, nicht zu nah an sich heranzulassen. Dieses Distanzverlangen ist tief in der Zivilisationsgeschichte verankert. In seinem berühmten Werk *Der Prozeß der Zivilisation* (1939) zeichnet der Soziologe Norbert Elias eindrücklich die Transformation menschlichen Verhaltens nach, das sich durch fortschreitende Disziplinierung – angefangen beim Essen und Schlafen bis hin zu komplexen sozialen Situationen – zunehmend verfeinert und den Menschen für eigene wie fremde Grenzüberschreitungen sichtlich sensibler werden lässt. Die wesentlichen Methoden dieser Verfeinerung sind, so Elias, die »Dämpfung der Triebe«, »Affektregulation« und die Ausbildung eines kontrollierenden Über-Ichs. Anders gesagt: Um sensibel zu werden, müssen wir uns zähmen, »Fremdzwänge [...] in Selbstzwänge verwandeln« (Elias 1997, S. 324) und regulierende Scham- und Peinlichkeitsgefühle ausbilden. Wurde im 11. Jahrhundert die Notdurft noch in Gängen und Zimmerecken verrichtet, ist das heute undenkbar.

Der Prozess der Zivilisation ist ein Prozess ansteigender Sensibilitäten – und zwar auch und gerade in körperlicher Hinsicht: Je höher die zivilisatorischen Standards einer Gesellschaft, desto größer ist das Bedürfnis nach Abstand. Bei zu großer Nähe werden Scham und Ekel empfunden. Durch Corona erlangte der zivilisatorische Habitus der Reinlichkeit ein klar medizinisches Vorzeichen und wurde dadurch nur umso fester als Regel installiert. In den Worten des Philosophen Gernot Böhme: »Was man bisher als respektvollen Abstand praktiziert hat, nämlich dem Anderen nicht zu sehr auf den Leib zu rücken, wird als hygienische Maßnahme verlangt und notfalls durch Bußgelder erzwungen. Dadurch wird so etwas wie eine hygienical correctness eingeführt« (G. Böhme

2021, S. 19), schreibt der Phänomenologe (und Vater der eben zitierten Rebecca Böhme) mit Blick auf die Coronakrise.

In der Architektur zeigt sich das wachsende Abstandsbedürfnis deutlich. Wohnungsübergreifende Gemeinschaftstoiletten sind in westlichen Industrienationen nahezu unvorstellbar geworden, stattdessen gehören Gästetoiletten inzwischen zum Standard zeitgemäßen Bauens: Fremde Ausscheidungen und Gerüche sollen sich mit den eigenen nicht vermischen. Schaut man sich darüber hinaus an, in welchem Ausmaß die Wohnfläche pro Kopf etwa in Deutschland zugenommen hat, zeigt sich eindrücklich, wie groß das Verlangen nach Abstand ist: Betrug der Wohnraum 1950 noch 14 Quadratmeter pro Person, liegt er heute bei 45 Quadratmetern (Thadden 2018, S. 97).

Der spätmoderne Mensch beansprucht Raum, in dem er nicht gestört oder belästigt, geschweige denn bedroht wird. Zivilisatorisch problematisch ist so gesehen nicht die Distanz, sondern ihr gerades Gegenteil: die Enge. Dreck, zwangsweises Aufeinanderhocken, fehlende Privatsphäre: Der Inbegriff des Albtraums sind überfüllte Flüchtlingslager wie Moria auf Lesbos. Desinfektionssponder, Mund-Nase-Bedeckungen und fein säuberliche Linien in Supermärkten hingegen, die den Abstand von Mensch zu Mensch vorgeben, sind der vorläufige Höhepunkt eines zivilisatorischen Prozesses, der die Individuen voneinander trennt und ihnen klar voneinander abgegrenzte Freiheitsräume zuweist.

Deine Freiheit endet, wo meine Freiheit beginnt – dieser liberale Grundsatz bringt das Selbstverständnis des modernen, mit bürgerlichen Rechten ausgestatteten Menschen auf den Punkt. Ich komme dir nicht zu nahe, und du mir auch nicht. Den Freiheitsraum des anderen zu achten, ihn nicht zu tangieren, gehört zu den zentralen Werten der Zivilisation. Das Private, der Besitz wie auch der Leib als solcher sind vor Zugriffen anderer wie auch des Staates geschützt.

Das Berührungsverbot des Leibes hat sich, wie alle anderen Schutzregeln auch, im Prozess der Zivilisation von den privilegierten Schichten bis in die unteren Schichten ausgeweitet. Niemand

darf gegen seinen Willen angefasst oder medizinisch behandelt, geschweige denn misshandelt werden. Die Verfügungsgewalt über den eigenen Körper wie auch das Recht auf körperliche Unversehrtheit sind qua Gesetz verbürgt.

Der Schutz vor Angriff weist auf die Bedeutung des Haptischen, Taktilen für das moderne Rechts- und Selbstverständnis deutlich hin. Entsprechend heißt es auch im 1. Artikel des deutschen Grundgesetzes: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.« Die Unberührbarkeit der Würde, die auch und insbesondere die körperliche Integrität betrifft, verleiht dem Menschen als Zweck an sich etwas nachgerade Heiliges: »Noli me tangere«, sagt Jesus der Überlieferung zufolge nach seiner Auferstehung zu Maria Magdalena: Rühr mich nicht an. Das Berührungsverbot des Leibes ist wesentlich für emanzipatorische Freiheitsbewegungen. Ob MeToo oder Black Lives Matter: Niemand hat das Recht, einen Menschen gegen seinen Willen anzufassen. Jedes Leben besitzt Würde. Damit unauflöslich verbunden ist ein Recht auf Abstand. Sexuelle Übergriffe und Polizeigewalt sind eklatante Würde- und Rechtsverletzungen.

Mit jeder Ausweitung hart erkämpfter Schutzräume verändert sich auch das körperliche Empfinden für unlautere Nähe. »Menschen in westlichen Gesellschaften bekommen es heute mit der Angst, wenn sie weniger als 45 cm Abstand zum nächsten Körper haben«, schreibt Elisabeth von Thadden in ihrem Buch *Die berührunglose Gesellschaft* (ebd., S. 96). Gefühlt also beginnt der unlautere Übertritt, wenn ein Fremder näher kommt als rund einen halben Meter. Wer diese unsichtbare Grenze überschreitet, gilt als respektlos, wird mindestens als unangenehm, gar als bedrohlich wahrgenommen.

Diese Wahrnehmung verdankt sich allerdings nicht nur zivilisatorischem Distanzierungswillen respektive modernen Rechtskonstruktionen, sondern reicht viel tiefer. So wie jeder Hund zusammenzuckt, wenn ihn ein Artgenosse von hinten berührt, besitzt auch der Mensch empfindliche Warnsensoren. Ihr Ursprung ist, folgt man Elias Canetti, anthropologischer Natur. »Nichts fürchtet

der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes«, schreibt Canetti am Beginn seines Werkes *Masse und Macht*. »Man will sehen, was nach einem greift, man will es erkennen oder zumindest einreihen können. Überall weicht der Mensch der Berührung durch Fremdes aus. Nachts oder im Dunkel überhaupt kann der Schrecken über eine unerwartete Berührung sich ins Panische steigern. Nicht einmal die Kleider gewähren einem Sicherheit genug; wie leicht sind sie zu zerreißen, wie leicht ist es, bis zum nackten, glatten, wehrlosen Fleisch des Angegriffenen durchzudringen« (Canetti 1978, S. 13).

Es ist diese anthropologisch verankerte Furcht, die »den Menschen nie mehr verläßt, sobald er die Grenzen seiner Person festgestellt hat« (ebd., S. 14). Canetti identifiziert diese Urangst als zentrales Movens des menschlichen Distanzverlangens. Die Berührungsfurcht ist es, die den zivilisatorischen Prozess maßgeblich vorantreibt und durchwirkt. »Alle Abstände, die die Menschen um sich geschaffen haben, sind von dieser Berührungsfurcht diktiert. Man sperrt sich in Häuser ein, in die niemand eintreten darf, nur in ihnen fühlt man sich halbwegs sicher. Die Angst vor dem Einbrecher gilt nicht seinen räuberischen Absichten allein, sie ist auch eine Furcht vor seinem plötzlichen, unerwarteten Griff aus dem Dunkel. Die Hand, zur Kralle geformt, wird als Symbol für diese Angst immer verwendet. Viel von diesem Sachverhalt ist in den Doppelsinn des Wortes ›angreifen‹ eingegangen« (ebd., S. 13). Dass Situationen der Enge, etwa in der U-Bahn, als unangenehm empfunden werden, ist insofern keineswegs nur zivilisatorischer Überempfindlichkeit (etwa für Körpergerüche) geschuldet, sondern der tief verwurzelten Angst vor ›Angriff‹. »Die Art, wie wir uns auf der Straße, unter vielen Menschen, in Restaurants, in Eisenbahnen und Autobussen bewegen, ist von dieser Furcht diktiert. Selbst dort, wo wir ganz nahe neben anderen stehen, sie genau betrachten und mustern können, vermeiden wir, wenn es irgend geht, eine Berührung mit ihnen« (ebd.).

Eine Ausnahme von dieser Regel allerdings gibt es, die auch Canetti nicht entgeht: »Wenn wir das Gegenteil tun, haben wir

Gefallen an jemandem gefunden, und die Annäherung geht dann von uns selber aus« (ebd.). Die Rede ist hier von der sexuellen Anziehung, die das bedrohliche Fremde in eine Attraktion, ein Lustobjekt verwandelt.

Regulierung des Sozialen

Canettis *Masse und Macht* erschien 1960, am Vorabend der sexuellen Revolution also, und aus heutiger Sicht fällt auf, wie unbedarft der Philosoph diesen heiklen Punkt benennt. Die unwillkürliche Berührung aus erotisch-sexuellen Motiven war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schlicht noch nicht als eklatantes Problem adressiert worden. Ganz im Gegenteil galt der weibliche Körper auch den Revolutionären der späten 1960er- und 1970er-Jahre als weitgehend verfügbar, um von den sogenannten Ehepflichten ganz zu schweigen.

Seit 1997 ist die Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe gestellt. Feministische Initiativen wie #Neinheißtnein und #MeToo haben zudem 2019 eine Verschärfung des Sexualstrafrechtsparagrafen auch in Deutschland bewirkt, der nicht nur handfeste Gewalt, sondern darüber hinaus die Missachtung des Willens unter Strafe stellt. Wer versucht, einen anderen Menschen zu berühren und dabei Anzeichen eines Unwillens übersieht oder missdeutet, riskiert, bestraft zu werden.

Rechtlich verbürgte Abstandsregeln erstrecken sich mithin weit hinein ins Intimleben. Doch ist ebenso klar, dass sich das Miteinander auch von Mann und Frau nicht vollends rechtlich regeln lässt. Es bleibt notwendig ein ethisch höchst anspruchsvoller Rest, der von den Individuen selbst bewältigt und gestaltet werden muss: Wie verhalte ich mich in dieser oder jener (erotischen) Situation? Küsse ich den anderen zur Begrüßung, oder gebe ich ihm die Hand? Was ist mir angenehm, was nicht? Was erwarten andere von mir? Wie kann ich in dieser Spannung souverän agieren? Wie zeigen, ja, wissen, was ich will und was ich nicht will? Ist mein

Begehren wirklich meines – oder das des anderen? Will mein Wille überhaupt mein Bestes – zumal in sexueller Hinsicht? Oder gilt eher der Grundsatz: »Protect me from what I want?«

Dass social distancing mithin keineswegs nur als Zumutung, sondern, auf einer tieferen Ebene, als Erleichterung wahrgenommen werden kann und faktisch auch wird, liegt auf der Hand, ist es doch gerade das viral bedingte Berührungsverbot, das die hochkomplexe Lebenswelt widerstreitender Begehren und Erwartungen angenehm reduziert. »Denn das Paradigma der Ansteckung, durch das Infektiosität als soziales Verhältnis etabliert wird, ermöglicht es den Subjekten, aus der dekretierten Leere eine ›Fülle‹ zu machen«, so schreibt die Literaturwissenschaftlerin Bernadette Grubner in ihrem Essay über »Viruslust«. »Die Mangelersahrung, die man durch die Schließung von Orten des sozialen Miteinanders und den Verzicht auf Treffen im Privaten macht, kann aufgewogen werden durch Verhaltensweisen, die uneingeschränkt richtig sind, die nicht mehr gegen andere Umgangs- und Vorgehensweisen abgewogen werden müssen« (Grubner 2021, S. 65).

Worum es im Kern geht, ist die Eliminierung verunsichernder Ambivalenz. So wurde im Zuge von MeToo etwa immer wieder die Forderung laut, den Arbeitsplatz von jeglichen sexuellen Implikationen freizuhalten. Komplimente von Kollegen gelten genauso als Grenzverletzung wie eine höfliche Einladung zum Abendessen. Dass Menschen sich gerade durch die Arbeit näherkommen können, zumal sie auf diese Weise sehr viel Zeit verbringen, ist für MeToo-begeisterte Feministinnen kein Argument: Zum Kennenlernen, so sagte mir neulich eine junge Journalistin, gebe es doch die Dating-Plattform Tinder, wo ein Algorithmus dafür sorgt, dass nur die in Kontakt kommen, die das auch wirklich wollen. In gewisser Weise, so könnte man sagen, wiederholt sich hier auf erotischer Ebene, was Norbert Elias in Bezug auf die Notdurft im 11. Jahrhundert schrieb. Gut möglich, dass Menschen in 200 Jahren angeekelt auf das Jahr 2021 zurückblicken, als man sich im Büro hin und wieder doch noch anflirtete. Vor diesem Hintergrund ist auch der US-amerikanische Trend der so-

genannten »love contracts« höchst aufschlussreich. Gemeint sind damit Versuche, das Unübersichtliche, Schillernde der erotischen Beziehung auch über das Gesetzliche hinaus durch Verträge zu regeln und damit zu vereindeutigen: Wie oft findet Geschlechtsverkehr statt? In welchem Rhythmus muss man sich wechselseitig den Satz »Ich liebe dich« sagen? Wie wird Haus- und Erziehungsarbeit aufgeteilt? Alle Details werden schriftlich festgehalten, um sich gegebenenfalls darauf berufen zu können (Schouwink 2019, S. 28).

In ihrem Buch *Die neue Liebesordnung* beschäftigt sich die Soziologin Eva Illouz mit diesem neuen Wunsch nach Regulierung, den sie an dem weltumspannenden Hype um den sadomasochistischen Roman *Shades of Grey* (2011) festmacht (Illouz 2013). Der Roman der US-amerikanischen Autorin E. L. James avancierte binnen kürzester Zeit zu einem Weltbestseller; erzählt wird die Liebesgeschichte zwischen der jungen Anastasia Steele und Christian Grey, einem mächtigen, charismatischen Sadisten. Das Liebesspiel der beiden wird dabei durch einen peniblen Vertrag genau geregelt, der eindeutige Positionen, Funktionen und Grenzen zuweist. Den entscheidenden Grund für dieses Regulierungsverlangen erkennt Illouz nun in jenen Effekten der Liberalisierung, wie sie aus der sexuellen Revolution selbst hervorgegangen sind: Allgemeine Regeln der Form, etwa der Höflichkeit, wurden als bürgerlich diffamiert und genauso außer Kraft gesetzt wie die Gültigkeit klar definierter geschlechtlicher Rollen: Der »Autonomiegewinn der Sexualität« habe »das Feld der emotionalen Interaktionen hochgradig verunsichert« (ebd., S. 70). Also brauche es, wenn der freie Markt der Körper so nicht funktioniert, Gesetze und Regeln, die das Diffizile, Widersprüchliche des Sexuellen wieder formalisieren. Den Erfolg von *Shades of Grey* führt Illouz auf genau diese Sehnsucht nach Klarheit zurück.

Doch so plausibel diese Analyse ist, lässt sie normativ Fragen offen: War die sexuelle Revolution also ein Fehler? Wollen wir zurück zu einer Geschlechterordnung, die auf strengen Anstandsregeln beruht? Wohl kaum.

Umso interessanter ist vor diesem Hintergrund ein Begriff, der, jenseits einer Verwahrlosung der Sitten auf der einen Seite und reinem Formalismus auf der anderen, auf etwas Drittes verweist. Nämlich auf das Gefühl für das in einer bestimmten Situation mit einem bestimmten Menschen Gebotene. Dieses Gefühl ist weder durch eine Regel diktiert noch gänzlich willkürlich. Gemeint ist: der Takt.

Feinste Vibrationen: Plessners Plädoyer für den Takt

Das lateinische *tactus* meint zu Deutsch: Berührung, Stoß. In der Taktilität ist diese Bedeutung sichtbar enthalten. Das Taktgefühl ist das Fein- oder auch: Fingerspitzengefühl. In seinem Buch *Grenzen der Gemeinschaft* widmet der Soziologe Helmuth Plessner diesem Gefühl ein ganzes Kapitel. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie im gesellschaftlichen Verkehr das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz zu finden sei. Der Formalismus von Anstandsregeln, so Plessner, ist keine Lösung, weil er das Besondere der Situation und des Gegenübers nicht zu erfassen vermag, also schlicht unpersönlich, künstlich und kalt ist: »Nun erleichtert eine Etikette des Salons die Bewältigung dieser Probleme, indem sie wenigstens den *faux pas* unwahrscheinlich macht. Kommt jedoch nicht der sichere Takt hinzu, der jeden Menschen auf individuelle Weise zu nehmen und gewissermaßen im Dunkeln seinen Weg zu finden weiß, so hat man das öde Salonlöwentum, jenen wie geschmiert gehenden Formalismus von Tadellosigkeit und Unterhaltung, mit dem die Menschen des kleinsten Formates Leute gleichen Schlages zu bluffen pflegen« (Plessner 2002, S. 106f.).

Ganz anders dagegen der Takt, der an die Stelle der bloßen Regelbefolgung die Sensibilität setzt: »Takt ist das Vermögen der Wahrnehmung unwägbarer Verschiedenheiten, die Fähigkeit, jene unübersetzbare Sprache der Erscheinungen zu begreifen, welche die Situation, die Personen ohne Worte in ihrer Konstellation, in ihrem Benehmen, ihrer Physiognomie nach unergründlichen Sym-

holen des Lebens reden. Takt ist die Bereitschaft, auf diese feinsten Vibrationen der Umwelt anzusprechen, die willige Geöffnetheit, andere zu sehen und sich selber dabei aus dem Blickfeld auszuschalten, andere nach ihrem Maßstab und nicht dem eigenen zu messen. Takt ist der ewig wache Respekt vor der anderen Seele und damit die erste und letzte Tugend des menschlichen Herzens« (ebd., S. 107). Kurzum: Das Taktgefühl ist ein Gefühl für Nuancen, für feinste Schwingungen in der Atmosphäre, die Kunst »außerrationaler, unmerklicher Vorfühlung [...] unter sorgfältiger Innehaltung der Distanz« (ebd., S. 110), so Plessner.

Diese hochsensible »Fernföhlung, Ferntastung unmerklicher, aber aufschlussreicher Dinge im dauernden Umschwung der Lagen« (ebd.) steht der Rigidität von Gesetzen genauso gegenüber wie der brutalen Eindeutigkeit des Authentischen, Echten. Wer im öffentlichen Verkehr nur er selbst sein will, macht nicht nur sich selbst angreifbar, sondern verletzt nur allzu leicht auch andere, wie der Soziologe ausführt.

Um diesen Gedanken auf heutige Debatten zu übertragen: Dass Plessner für taktlose »alte weiße Männer«, die nur ihrem unverfälschten, sexuellen Verlangen gehorchen, mithin wohl wenig übrig gehabt hätte, steht außer Zweifel. Doch auch zeitgenössischen identitätspolitischen Belangen sowie regulativen Einhegungen geschlechtlicher Interaktionen hätte Plessner, so legen die folgenden Zeilen nahe, zutiefst ablehnend gegenübergestanden: »Purismus, Rigorismus und Weltfeindlichkeit der sittlichen Prinzipien, Sittengesetzfanatismus und Eindeutigkeitsverehrung, pharisäische Pathetik der unbedingten Echtheit im Ausdruck und ausschließliches Geltenlassen der Schrankenlosigkeit – alles Symptome der gleichen Geisteshaltung des gehetzten und nichts so sehr als die Unwesentlichkeit verachtenden Maschinenmenschen« (ebd.).

Dennoch will Plessner auch den taktvollen Menschen keinesfalls als grundgut verstanden wissen. Wenn er vom »menschlichen Herzen« spricht, tut er dies ohne jede Verklärung, sondern mit einem klaren Bewusstsein für die Ambivalenz der Innerlichkeit. In diesem Sinn weist Plessner ganz ausdrücklich auf das Heikle, Ge-

fahrvolle und Unberechenbare hin, das der menschlichen Begegnung als solcher innewohnt: »Auch das Herz, die Innerlichkeit verlangt Distanz, Klugheit, Kampf. Jede Schicht unseres Wesens ruft nach Spiel und Gefahr« (ebd., S. 112).

Plessners Schrift liest sich wie ein Appell, diese grundsätzliche Ambivalenz des Sozialen, die das Zwischenmenschliche so kompliziert macht, nicht zu tilgen, sondern in einer Kultur des Umgangs aufzuheben. Das Heikle einer Situation einfach zurückzubannen, indem es umgangen, totgeschwiegen, ignoriert oder schlicht verboten wird, tötet Gefahr und Spiel und damit die Lebendigkeit der Begegnung, aus der das Risiko nicht wegzudenken ist. Ganz anders dagegen die Kunst des Takts: Wer Feingefühl besitzt, nimmt das Heikle sehr genau wahr und in sich auf, erkennt den Ernst der Lage und vermag ihr gerade deshalb mit Leichtigkeit zu begegnen. Dass die Sache trotzdem schiefgeht, ist freilich nicht ausgeschlossen.

Ausweitung des Traumabegriffs

Es ist diese Unwägbarkeit des Sozialen, die das spätmoderne Sicherheitsbedürfnis stört: Je empfindsamer der Mensch für Gewalt, Leid, Tod wird, desto größer das Begehren, diese Gefahren verlässlich zu bannen. Je sensibler eine Gesellschaft, desto lauter der Ruf nach einem schützenden Staat. Lassen Sie mich im letzten Teil dieses Vortrags auf einen Punkt eingehen, der für diese Dynamik zentral ist und auch das Abstandsbegehren entscheidend vorangetrieben hat: Ich meine die grundlegende Transformation des Traumabegriffs. Von etwas »traumatisiert« oder »retraumatisiert zu sein«, ist heute nachgerade zu einem alltäglichen Sprechakt geworden. Eine Berührung am Knie, ein blöder Spruch an der Hotelbar, aber auch Filme, Romane, einzelne Wörter: Nahezu alles kann traumatisieren beziehungsweise retraumatisieren. Wirkliche, schwere Traumata werden durch die inflationäre Verwendung des Begriffs nolens volens bagatellisiert.